



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schoener, R.: Aus dem Leben eines Prompejaners. I.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

in der als peinlich behandelten Sache eine Appellation an das Reichskammergericht nicht zulässig war.

Azuardo hat gegen dies Erkenntniß zwar auch noch die Revision eingelegt. Es ist über dieselbe auch verfahren, eine Entscheidung auf dieselbe aber nicht gegeben worden.

Diese Beispiele werden genügen, um uns ein recht anmuthiges Bild der guten alten Rechtspflege zu verschaffen.

Mus dem Leben eines Pompejaners.

I.

Von Dr. H. Schöner in Rom.

An einem Sommerabend voll campanischer Wärme, Farbengluth und Duftschwere kehrte ich aus den Weingeländen, die den Fuß des Vesuv umsäumen, nach einer ermüdenden Wanderung über seine Lavafelder zurück. Zwischen den schwarzgrauen, aus Lava und vulkanischen Schlacken errichteten Mauern, welche die Gärten einschließen, lenkte ich meinen Schritt nach den Ruinen von Pompeji, die ich ruhig und ausgestorben vor mir liegen sah. Es herrschte die tiefste Stille in der Landschaft. Kein Ton eines Vogels, nicht das Zirpen einer Cicade, selbst nicht der langgezogene Gesang, den man sonst von nah oder fern herübertönen hört, war zu vernehmen. Die Eidechsen, die im heißen Sonnenstrahl auf Mauern und Wegen hin und her huschend Alles zu beleben pflegen, waren im Abendshatten verschwunden; kein Luftzug berührte das dichte Laub der Limonen- und Lorbeeräume und der Weinreben, die schwerbeladen von Aesten und Mauern herntederhingen, ganz in den Schatten eingehüllt, den sie Mittags so lockend darbieten, und nur die Berge ringsum und die ersten hohen Wipfel der Pinien strahlten noch die Sonnengluth zurück.

Zuweilen schaute ich mich um, den Vesuv zu betrachten, der in bläuliche, violette und rothe Farben getaucht war, die zwischen und über dem dunkeln Grün aufleuchteten. Dann sah ich, daß die Rauchwolke, die während des Tages leicht und weiß aufgewirbelt war, gleich einer Pinie den majestätischen Gipfel krönend, jetzt sich gesenkt hatte, wie eine riesige feurige Schlange zur Seite des Berges hinabwallte und mir den Anblick des Meeres und der Inseln verbarg.

Ich erreichte den aus der ausgegrabenen Asche aufgehäuften Hügel, der die alte Römerstadt überragt und setzte mich auf einem Steine nieder, die seltsame Trümmerstätte und ihre entzückende Umgebung von dem erhöhten Platze überschauend. Mir gegenüber lagen die malerischen Berge der Hirpiner, an ihrem Fuße weißglänzende Ortschaften von dunkelm Grün umgeben, und die schimmernde Bucht von Stabiae. Sie hatten, wie die fernen Häupter und Felswände der Apenninen, die gewohnten tiefen Farben der abendlichen Beleuchtung. Nicht so die Stadt Pompeji selbst. Die dichte Rauchwolke des Vesuvus hatte sich zwischen sie und die Sonne gewälzt, die nicht mehr hoch über dem Meereshorizonte stand und warf eine Art von lichthem Schatten oder von gedämpftem Licht über die Mauern, Straßen und Häuser der untergegangenen Stadt, daß sie eingehüllt war wie von einem goldigen Nebel. Ganz seltsam und geisterhaft erschien sie mir unter dieser Beleuchtung, die mir, je länger ich sie anschaute, nicht matter, sondern immer entschiedener und seltsamer zu werden schien, so daß ich das Auge nicht abwenden konnte.

Wie lange ich so, umgeben von tiefster Stille, gesessen habe, weiß ich nicht mehr. Zuletzt erhob ich mich, um nach der Sonne zu sehen. Sie war nicht mehr da; aber das seltsame Licht war noch dasselbe. Ich schritt von dem Hügel hinab und an den alten gestrüppbewachsenen Stadtmauern entlang, zuweilen einer riesigen Moechee ausweichend, zuweilen über einige herabgestürzte Mauerquadern steigend.

Plötzlich hörte ich Geräusch, wie von Tritten und Stimmen. Ich that noch einige Schritte bis zu einer Biegung der Mauer und blieb überrascht stehen. Vor mir sah ich eine weite Thorwölbung, gleichfalls aus mächtigen Quadern von schwarzgrauem Peperin errichtet, von einem bronzenen Viergespann gekrönt, und durch die Thoröffnung blickte ich in eine lange Straße hinein, von Menschen belebt, deren Stimmen ich deutlich hören, wenn auch noch nicht verstehen konnte. — Die Straße kannte ich, war ich doch oft durch ihre Einsamkeit gewandelt. Aber das Thor, ich mußte es mit größter Bestimmtheit, hatte ich nie gesehen; es hatte überhaupt nicht existirt, denn die Ausgrabungen waren auf dieser Seite der Stadt noch bei Weitem nicht bis zur Umfassungsmauer gelangt. Ueberdies war es mit dem unfern befindlichen Thurme so hoch, daß es jetzt über die Aschenmassen emporragte, und auch die schöne Quadriga, deren vier Rosse ein Phoebus mit dem Strahlenkranze ohne Zügel durch eine Bewegung seiner Rechten lenkte, ragte so hoch auf, daß sie von allen Punkten der Stadt und der Umgebung sichtbar sein mußte.

Ich hatte nicht lange Zeit darüber nachzusinnen; denn ein bewaffneter Krieger, der an dem äußeren Thorpfeller neben einer mit einem Götterbilde geschmückten Mauernische lehnte, augenscheinlich der Thorwächter, wandte sich

jetzt nach mir um und rief mir in der Sprache Roms die Worte zu: „Gile dich, Fremdling, einzutreten, wenn du anders zur Nacht in der Stadt bleiben willst; denn die Zeit des Thorschlusses ist nahe!“ — Ich zögerte nicht, der Aufforderung Folge zu leisten, da die seltsamen Erscheinungen alle meine Gedanken in Anspruch nahmen, so daß ich weder daran dachte, wie ich zurückkehren, noch wo ich die Nacht zubringen würde. Dabei fürchtete ich auch gar nicht unter den Menschen, die ich in ungewöhnlicher Haltung, Beschäftigung und Ausstattung die Straße beleben sah, Aufsehen zu erregen; es kam mir vielmehr ganz natürlich vor, daß ich mich unter sie mischte und Alles beobachtete.

Das Erste, was ich bemerkte, als ich den nach innen stark ansteigenden Thorweg durchschritten hatte, waren mehrere gezäumte Maulthiere und Esel, welche theils mit Körben und Krügen beladen, theils gefattelt wurden. Bei ihnen standen vor den Thüren zweier langgestreckter Gebäude Gruppen von Männern, die theils selbst Hand anlegten, theils sich mit lebhafter Stimme unterhielten. Sie hatten das Aussehen von Landleuten und sprachen in einem schwerverständlichen altlatetnischen Dialekt.

„Mich soll es wundern, Juscus“, sagte ein untersehter Mann, der mit einem weißen wollenen Mantel, einem breitkrämpigen Hut und ledernen Stiefelartigen Sandalen bekleidet war, „mich soll es wahrlich wundern, wenn wir heute mit unserer Ladung glücklich nach Dplontiae kommen. Mir scheint, der Maulesel ist so betrunken, wie ich. Sieh' nur, wie er mit dem Kopfe schüttelt, wenn ihm Hortensius einen Sack nach dem Andern aufpackt. Wenn wir den Weg verfehlen und in den Sarno fallen, so wird unser Mehl als Mehlbrei nach Hause kommen. Ha, ha, das wäre lustig!“

„Luftig wäre es“, erwiderte der Andere, der auf einer steinernen Bank neben der Thür saß, aus welcher ein weißbestäubter Slave die Säcke heraustrug, um sie dem Maulthier aufzuladen, „wenn ich deinen krebserrothen Kopf in den Sarno tauchte, bis er wieder vernünftig geworden, du Weinschlauch! — Hast Du nicht sechs Becher von dem Vesuvwein in einer Stunde getrunken, während ich mich mit den Knaben im Stalle und dem Spitzbuben von Müller ärgern mußte?“

„Ruhig, ruhig, Brüderchen“, sagte der Erste mit weinschwerer Zunge, „ärgere dich jetzt nicht mehr. Was sagst du? Sechs Becher? — Ja, aber du weißt doch, daß drei davon aus der Cisterne stammen, wenn die alte Petronia sie verabreicht. Also bleiben drei Becher! Streiten wir nicht darüber; trinken wir lieber noch einen auf unsere Freundschaft und eine glückliche Heimkehr!“

„He, Petronia“, rief er, sich zur Thür der Schenke umwendend, in die Stube hinein, aus welcher Stimmengewirr und Gläserklingen tönte; „he,

Alte, noch einen Becher Falerner, aber echten! Beim Bacchus! Du vertrockneter Knoblauchstengel, vor deiner Thür kann man vor Durst umkommen!"

Auf diesen Ruf erschien hinter dem steinernen mit bunten Marmorplatten bekleideten Schenktisch, der den vorderen Theil der Schenkstube einnahm, die Wirthin selbst, eine runzlige Alte mit beweglichen Augen und füllte, durchaus nicht beleidigt, unter einer Fluth von launigen Redensarten einen großen Pokal von graugrünem Glas mit fast schwarzem Weine.

„Kostet vier Aß, sogleich zu zahlen“, sagte sie, das Glas hinausreichend und den großen Thonkrug in die runde Vertiefung des Schenktisches zurückstellend, aus dem sie ihn genommen. Doch schien sie es mit der sofortigen Bezahlung nicht ernst zu nehmen, denn sie war schon in der Thür der Hinterstube, in der sich Lärm erhoben hatte, verschwunden, als der Trinker das Glas vom Munde absetzte und es seinem Gefährten reichte, indem er kopfschüttelnd hinzufügte:

„Beim Mercurius, die Alte hat den Verstand verloren. Hat sie jemals gesehen, daß ich sogleich zahle? — Und vier Aß für dieses Gemisch! Für vier Aß trinkt man Thier und Leebier; so hat mir Agatho erzählt, der gestern mit des Felix Kornschiff von Byzanz gekommen ist. Vier Aß! Vier Aß!“ —

Der robuste Landmann war in Gefahr, sich in wahre Entrüstung über die Weintheuerung hineinzureden, als der Sklave ihm meldete, daß das Thier beladen sei. Die beiden Männer erhoben sich, wechselten einige Abschiedsworte mit den in ähnlicher Weise Beschäftigten, lösten den Baum des Maulthieres, der durch ein im steinernen Trottoirrande befindliches Loch gezogen war und wandten sich dem Thore zu. —

Ich schritt weiter die Straße hinauf, welche von Wagen und Fußgängern belebt war. Die Wagen, zwei- und vierrädrige, waren hoch mit Früchten: Feigen, Nüssen, Mandeln, Kürbissen, Pinienzapfen u. s. w. oder mit riesigen irdenen Wein- und Delgefäßen beladen und mit Eseln und Pferden, auch mit Ochsen bespannt, die die Lenker mit Geschrei antrieben. Die Straße ist schmal, wie die meisten andern, so daß die Wagen sich nicht ausweichen können, sondern der Fuhrmann, der in eine Seitenstraße einbiegt, einen lauten Ruf erhebt, um die etwa Entgegenkommenden zu benachrichtigen. Wie viele Wagen aber müssen schon über dieses aus großen polygonen Lavablöcken zusammengesetzte Pflaster gefahren sein! Tiefe Gleise, stellenweise mehrere Zoll tief, haben sich eingegraben. Dort an der Straßenecke sind Arbeiter, bis zum Gürtel nackt, beschäftigt das Pflaster umzulegen, damit die allzu sehr ausgefahrenen Steine an andere Stellen versetzt werden. Hohe Trottoirs fassen die Straße ein, mit festgestampfter Erde, Steinplatten oder Ziegelmosaik belegt. Dort sitzen drei krausköpfige Knaben vor der Schwelle und spielen

so eifrig mit Würfeln, daß sie kaum den Ruf zweier Sklaven vernehmen, welche daherkommen, an einer auf den Schultern ruhenden Stange eine gewaltige weingefüllte Amphora tragend. — Vier andere kommen dort, gleichfalls Stangen auf den Schultern, die mit Tuchstoffen und Kleidungsstücken behängt sind. Sie machen vor einem großen Hause Halt, aus dem andere Sklaven heraustreten, die jenen die Gegenstände abnehmen, um sie hineinzutragen. Durch den weiten Eingangsthor und den dahinterliegenden Hof mit dem Wasserbecken kann ich in die hinteren Räume des Hauses hineinschauen, die aus einem säulenumgebenen freien Platz und mehreren um denselben liegenden Arbeitszimmern bestehen. Es ist eine Wäscherei und Walkerei, wie die an Stricken und Stangen aufgehängten nassen Stoffe und die vier großen nebeneinanderliegenden Waschbassins zeigen, sowie die kleinen gemauerten Mulden, in deren einigen noch Sklaven mit entblößten Beinen das Zeug zu treten und zu walken beschäftigt sind. Die andern haben schon Feierabend und belustigen sich nach des Tages Last mit neckischen Spielen. Zwei haben einen Dritten unter ein käfigähnliches Gestell gesetzt, das sonst zum Ausbreiten der Tücher dient und hindern ihn, ihn umtanzend, am Herauskommen. Ein anderes Paar hat eben ein Turnier mit Schilfrohren ausgefochten; der Eine liegt besiegt am Boden und streckt die Hand empor; der Andere kniet über ihm, hat ihm den Rohrstumpf an die Kehle gesetzt und schaut wie der siegreiche Gladiator im Amphitheater zu den umstehenden Mitsklaven auf, mit dem Blicke fragend, ob er den Gegner schonen solle. Diese aber strecken sämmtlich den rechten Daumen niederwärts, zum Zeichen, daß er ihm den Todesstoß geben soll. — Der Besitzer der Walkerei muß ein wohlhabender Mann sein; denn wenigstens zwanzig Sklaven erblicke ich dort in dem Hofe, und andere treten soeben noch von der Straße ein, staubbedeckt, Ackergeräth und Körbe voll Lattich und Rüben auf der Schulter. Wie es scheint, bringen sie die Abendmahlzeit für die andern; denn bei ihrem Anblick verlassen diese ihre Unterhaltung und eilen ihnen entgegen, worauf alle in einem der Zimmer zur Seite verschwinden.

Ein Geräusch von schweren Tritten und von Waffenklirren läßt mich umschauen. Es ist ein Fechtertrupp, der daherzieht, von dem Lanista geführt. Sie kommen aus der Richtung des Amphitheaters. Wie ich die Blicke dorthin wende, erkenne ich das gewaltige länglichrunde Gebäude, auf dessen steinernen Sitzstufen ich so oft als der einzige Theaterbesucher inmitten schweigender Rede gesessen. Aber jetzt zeigt sich die Umfassungsmauer nicht kahl und verfallen. Von Marmor glänzt der ganze Bau; Säulen schmücken die Treppen und Umgänge, auf denen eine dichte Menschenmenge sich zu drängen scheint, und zwischen Masten ausgespannt, breiten sich bunte Tücher wie Sonnenschirme über den unbedeckten Raum. Offenbar hat eine Vorstellung stattge-

funden, wie man sie mit Vorliebe in den späten Nachmittagsstunden veranstaltet, weil dann die Sonne nicht so lästig und der Anblick der herrlichen Landschaft, die man von den oberen Sitzreihen überblickt, der entzückendste ist.

Schweigend ziehen die Gladiatoren vorüber, die meisten ernst und düsteren Blickes; einige aber auch heiter um sich schauend und mit einander scherzend.

„Wie lächerlich sah es aus“, höre ich einen, zwei Schwerter in den Händen wiegenden Burschen von keltischer Gesichtsbildung zu seinem Genossen sagen, „als dem Prahlhans Umbricius die Helmkappe mitsammt dem Haarschopf von des Bären Tazze heruntergerissen wurde. Er machte eine schöne Verbeugung gegen die Augustuspriester.“

„Ja, und die Vestalin Capraffa“, erwiederte der Andere, „hatte verteuflerte Mühe, hinter dem Schleier ihr Lachen zu verbergen. Das beste aber war doch die Hekjagd, die Androgenus auf den Wicht, den Fulvus, machte, den sein Herr zur Belustigung der Bürger in die Arena schickte. Dreimal jagte er den Hasenfuß rings um den Platz, bis er ihn mit einem Capitalstoß von hinten aufspießte.“ —

Die Gladiatoren waren verschieden bewaffnet. Manche waren vollständig in Eisen gehüllt, mit schweren zum Theil kostbar eiselirten vergitterten Helmen, eisenbeschlagenen Lederpanzern, Arm- und Beinschienen bekleidet und mit langen Schwertern versehen. Andere trugen nur Helm, Schild und Schwert; noch Andere waren ganz ohne Schutz Waffen und hatten nur ein kurzes gerades Schwert und ein starkes Netz. Sie pflegten sich desselben zu bedienen um es dem schwerbewaffneten Gegner, dem man sie gegenüberstellte, überzuwerfen und den so wehrlos Gemachten durch einen schnellen Stoß zu tödten. — Alle waren staubbedeckt; die Rüstungen zeigten zahlreiche Beschädigungen, und Manche waren leicht verwundet.

Siehe, da führt man hinter den Uebrigen auch einen Schwerverwundeten daher. Der Helm ist ihm durch einen Schlag mit einer Streitart zerschmettert worden, und aus einer schweren Kopfwunde rinnt das Blut trotz dem Verbande über das Antlitz hinab. Der Mann hat eine herkulische Gestalt und trägt, obwohl er von zwei Genossen gestützt werden muß, das Haupt hoch erhoben. Neben ihm her laufen halberwachsene Burschen, manche auch, die noch die Knabenbulla am Halse tragen, als Vorläufer des Menschenstromes, der vom Amphitheater herkommt und sich jetzt in alle Straßen ergießt. Dann folgen einige Männer, unbedeckten Hauptes, aber durch die Toga als Bürger, durch ihre großen schwieligen Hände als Handwerker kenntlich, die gleichfalls den Verwundeten mit einem gewissen achtungsvollen Interesse betrachten.

„Er hat zum vierten Male über den behenden Cachaunus gesiegt, und er hätte ihm trotz des tüchtigen Schmisses da den Garaus gemacht, wenn das Volk nicht gnädig gewesen wäre“, sprach einer der Bürger.

„Bermuthlich wird man ihn freilassen“, erwiderte ein anderer; „es war sein zweiunddreißigster Kampf heute, und er hat die Ruhe wohl verdient. Mag ihm nur der Schädelspalt noch nicht einen Platz an der Via Stabiana verschaffen.“

„Sei unbesorgt“, sagte der Erste; „diese Thracier haben Hirndeckel wie Elephanten und ein Leben wie eine Rahe.“

Immer mehr Volks kam mir entgegen, und fast Alle unterhielten sich lebhaft über das stattgehabte Schauspiel. Es schien, daß alle Klassen der Bevölkerung mit gleichem Interesse Antheil genommen und keine unvertreten geblieben. Die Mehrzahl mochte dem wohlhabenden Bürgerstande angehören; sie trugen die faltige wollene Toga, meist von ungefärbtem weißen Stoff, über der linnenen Tunika, Sandalen mit Riemen und bronzenen Schnallen und zum Theil wollene Kappen und Hüte. So mancher trug schwere goldene Ringe an den Fingern und ein feineres Gewand von ausländischem Stoff und eleganter Arbeit. — Plaudernd und lachend kamen Sklaven daher, nackt an Armen und Beinen, bloß mit einer kurzen gegürteten Tunika bekleidet, ihre Freude über den freien Tag und das gehabte Vergnügen nicht verbergend. — Auch Frauen sah man, doch nur vereinzelt, die mit langsamen Schritten und ohne umzublicken oder mit einander zu reden, ihrer Behausung zuschritten, manche im Geleite ihrer männlichen Angehörigen, andere auch allein, aber von Dienerinnen begleitet. Die letzteren trugen Kissen und Polster, die man in das Theater mitnehmen mußte, wenn man nicht auf den Steinbänken selbst sitzen wollte, sowie Sonnenschirme, deren die Frauen um so mehr bedurften, als sie auf den obersten Rang der Theater verwiesen waren.

Dort nähert sich eine geschlossene Sänfte, von vier Numidersklaven getragen; vielleicht sitzt eine Priesterin der Vesta oder der Isis darin, die es auch nicht verschmähen, an den Kämpfen der Arena die Augen zu weiden. — Dort folgt eine andere noch kostbarere mit acht Trägern in weißen Tuniken und rothen Mützen. Die Wände der Sänfte sind mit Bronzeplatten bedeckt, die mit silbernen Figuren und Arabesken ausgelegt sind. Die Pfeiler sind vergoldet und die Stäbe laufen in Greifenköpfe mit emailirten Augen aus. Das Innere ist mit purpurnen Polstern belegt, und es liegt darin, auf den einen Arm gestützt, in der andern eine Schreibtisch, ein Mann von würdigem Aussehen mit den Insignien der Duumviren, der obersten Würdenträger in Pompeji. Neben der Sänfte schreitet ein stutzerhaft gekleideter junger Mann mit goldenen Ohrringen und gesalbtem Haar, dessen Toga einen theatralischen Faltenwurf hat. Tänzelnnd setzt er die Fußspitzen zierlich auf und spricht im

Gehen mit seinem Gönner, dem er über ein Theaterstück Vortrag zu halten scheint; denn er schaut hin und wieder auf ein Wachstäfelchen, das er in der Rechten hält und recitirt bisweilen Verse mit erhobener Stimme, die Linke gestikulirend dazu bewegend. —

Um dem Menschenschwarme auszuweichen, bog ich in eine der schmaleren Seitenstraßen ein, die, wie ich schon gesehen, auffallend eng, bei Tage jedenfalls durch ihre schattige Eigenschaft sehr angenehm und theilweise durch einen vorgelegten Stein für den Wagenverkehr gesperrt waren.

Die Häuser waren hier meistens im Erdgeschoß von Schenken eingenommen. Die Vorderzimmer der Parterrelokale hatten keine Wand nach der Straße zu; den einzigen Abschluß bildete ein langer steinerner meist mit bunten Marmorplatten oder Bruchstücken belegter Schenktisch, der neben sich einen schmalen Eingang freiließ. Die Bretter, welche zum nächtlichen Verschuß des Lokales dienen, lehnten im Innern an der Wand. Einige Buden waren bereits geschlossen; andere schloß man soeben. Die Bretter wurden eins nach dem andern, so daß sie eine Wand bildeten, in die in der Unter- und Oberschwelle befindliche Rinne hineingeschoben und zuletzt die eisenbeschlagene Holzhüre geschlossen, worauf die Besitzer, nachdem sie noch einmal die Festigkeit des Schlosses und der Niegel geprüft, den eisernen Schlüssel in der Busenfalte der Tunika bargen und sich entfernten. Die meisten von ihnen schienen in diesem belebten Stadttheile nur das Geschäftslokal zu haben und in einer andern Gegend zu wohnen.

Die noch geöffneten Schenken konnte man von der Straße aus auf's Bequemste übersehen. Meist bestanden sie aus einem einzigen Raum, der angefüllt war mit Thonkrügen und Glasflaschen, die an den Wänden lehnten, Töpfen und Gläsern, die auf Brettern an der Wand aufgereiht standen und allerlei Gewaaren, die man an der schwarzgeräucherten Decke aufgehängt hatte. Hier pflegten die Trinklustigen nicht einzutreten, sondern einfach im Vorübergehen an dem Schenktisch ihr Glas zu leeren.

Es waren nur Sklaven, Landleute und Männer der niedersten Klasse, wie auch einige Gladiatoren, die ich vor den Buden Halt machen oder eintreten sah; die Männer des Bürgerstandes gingen sämmtlich vorüber. — Wie verstockt jedoch traten drei von den letzteren, jugendlichen Alters und von lebemannischem Aussehen, in eine der größeren Schenken ein und verschwanden in einem Hinterzimmer, dessen Thür sich aber bald wieder öffnete, um zwei blumenbefränzte und in bunte durchsichtige Gewänder gehüllte Tänzerinnen einzulassen. Die Thür war halb offen geblieben, und ich konnte sehen, wie die Weiber alsbald begannen ihre bacchantischen Tanzbewegungen auszuführen, denen die jungen Männer mit lautem Beifallsruf und mit lauter, durch den Wein immer gesteigerter Fröhlichkeit zusahen.

Ihr Lärm aber wurde noch überboten durch den der Sklaven und Gladiatoren, welche sich in der vorderen Schenkstube niedergelassen hatten. Daß die Schenke vorzugsweise für die letzteren bestimmt war, schien das Bild zu beweisen, welches mit bunten Farben auf den weißen Stück des Wandpfeilers gemalt war. Neben der als Wirthshauschild dienenden Figur eines weinlaubbekränzten Bacchus war ein Paar fechtender Gladiatoren dargestellt, allerdings nicht von künstlerischer Hand, denn die Gliederstellungen waren zum Theil unmögliche. Dennoch sollten die Bilder wohl Porträts sein, denn es waren die Namen darunter gemalt. — Die Trinker saßen auf hölzernen Bänken und lehnelosen Sesseln, rohe hölzerne Tische vor sich, auf denen irdene Schalen und gläserne Becher standen, aus denen sie lärmend einander zutranken.

„Hoch der Duumvir Scaurus!“ schallte es in dem Chor, „der so splendide Fechtspiele giebt und das Sprühwasser nicht spart . . .“

„— Und der nicht knauerig ist mit der Anfechtung für die Fechterfehlen“, rief es von der andern Seite, „hoch Scaurus!“

„— Und nieder mit allen Aedilen, die uns Sklaven verbieten wollen, einem braven Eisenfresser, wie dem Rapax, Beifall zu rufen!“

„Hüte dich, daß du nicht morgen sammt deinem Rapax, der gegen die Regel gefochten, im Fußeisen steckt!“ rief ein anderer Zecher, einen besorgten Blick um sich werfend, ob nicht Einer da sei, der die unehrerbietigen Worte den gestrengen Polizeimeistern, den Aedilen, hinterbringen könnte. — Schon aber trat der Wirth selbst heran und rief dem vorlauten Kritiker zornig entgegen:

„Packer dich zum Henker, wenn du deiner Lästerzunge nicht gebieten kannst! Ich will nicht deinethalb die Gunst des ehrenwerthen Rufus verlieren. Viel zu milde sind solche Aedilen für deinesgleichen.“ —

Der aufgebrachte Schenkewirth mußte wohl im Interesse seines Geschäftes der Geneigtheit des Polizeivorstehers bedürfen, denn auf der Außenwand seines Hauses war mit großen Lettern angeschrieben: „Dem ehrenwerthen Aedilen A. Cornelius Rufus empfiehlt sich der Gastwirth Pertinax nebst seinen Gästen.“ Von anderer Hand war noch daneben geschrieben: „Heil und Gruß dem würdigen Rufus.“ —

Ähnlicher Aufschriften sah ich im Weitergehen noch eine große Zahl. Alle waren mit einem Pinsel in langen rothen Buchstaben aufgemalt, so daß stellenweise die Wand von ihnen ganz bedeckt war. Es waren Empfehlungen an die Duumviren und Aedilen, Wahlvorschläge, Begrüßungen und vielerlei prosaische und poetische Herzensergüsse, unter den letzteren auch der folgende:

„Wundern muß ich mich, Wand, daß nicht du in Trümmer gesunken,
Da du so vieles Geschmier müßiger Schreiber schon trägst.“

Neben der Eingangsthür eines Privathauses von vornehmerm Aussehen stand auf der Leiter ein Mann, soeben beschäftigt, dem schönen gelbweißen Wandbemurf eine neue Inschrift einzuverleiben. An den jonischen Pfeiler des Vestibulums gelehnt stand der Hausherr, ein beliebter kahlköpfiger Alter, der Beschäftigung des Anstreichers zuschauend und in tiefes Sinnen versunken, als ein anderer älterer Mann in der Toga, der die Straße heraufkam, neben jenem stehen blieb, die neue Inschrift musterte und dem Ersteren die Hand auf die Schultern legend, in Lachen ausbrach.

„Wunder begeben sich!“ rief er aus und recitirte mit pathetischer Stimme die soeben vervollständigten Worte der Inschrift: „Den ehrenwerthen um die Gemeinde wohl verdienten C. Minucius Priscus, den trefflichen Mann, wählet — ich bitte euch — zum Duumvir; ihn empfiehlt Agathodorus sammt seinen Gesellen!“ — Welcher Dämon hat dich erfaßt, Agathodorus, daß du unsern alten Gegner Priscus den Bürgern empfiehlst. Hast du nicht in der Versammlung, wenn die Männer sich über die öffentlichen Dinge unterhielten, oft genug gesagt, die Römer thäten besser ihr eigenes Fett als das der Pompejaner von solchen Rechtsverdrehern wie dem Priscus verzehren zu lassen? — Hat er nicht als Censor uns Goldschmieden sämmtlich übel mitgespielt und dir die doppelte Steuer aufgelegt?“

„Wenn der Pfau König wird, müssen die andern Vögel seine Stimme loben“, sagte der Andere, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen, während er dem Anstreicher, der im Vorbeigehen ihn mit der Leiter anstieß, einen Schlag in den Nacken gab. „Priscus wird auch ohne mich gewählt werden, und es ist besser, wenn ich unterstütze, was ich nicht hindern kann. Ueberdies will ich unter die Dekurionen kommen, wie du weißt. Gestern hat er seinen Freigelassenen Perfikles zu mir gesandt, der so schön von Wahlunterstützung und Dekurionenwürde geredet hat, daß ich mich habe bestimmen lassen. Was thut man nicht für einen Sitz im Senat! Ist er gewählt, so reinige ich meine Wand wieder. Bin ich Dekurio, so kümmerge ich mich so viel um ihn wie um eine Haselnuß.“

„Nun, ich wünsche Dir Glück“, sagte der Erste, „und mir selbst nicht minder; der ich dann einen Freund unter den Dekurionen haben werde. Wenn sie mir auch kein Bisellium dekretiren werden, so wird mir auf deine Verwendung vielleicht ehrenhalber der Begräbnißplatz geschenkt, wenn ich einst an einer Melonen-Indigestion gestorben sein werde.“

„Rede mir nicht von Begräbniß und Sterben!“ rief der wohlgenährte Goldschmied Agathodorus unwillig; „sondern tritt ein und laß uns gemeinsam uns zu Tisch legen. Zwar meine Küche kann sich mit der deinen nicht messen; aber einen Sicilianer und Lesbier kann ich dir vorsehen, wie ihn die Keller des Sadon nicht besser enthalten.“

— „Dank, Freund, aber ich war eben gekommen, dich zur Abendmahlzeit zu laden. Die langerwarteten Tarentiner Auster und die Muränen von Gades sind bei mir eingetroffen und auch einen melischen Kranich habe ich aufgetrieben, der sicher deinen Beifall haben wird.“

„Einen melischen Kranich!“ rief Agathodorus schmunzelnd; „beim Herkules, der könnte mich dazu bringen, noch zwanzig Prisci zu Duumvirn zu wählen! So gehen wir denn, Freund; aber erlaube, daß ich noch meine Frau benachrichtige. Eutyche möchte es übel empfinden, wenn ich mich ohne ihr Vorwissen entfernte.“

Er rief einem Sklaven, der sich in einem engen niedrigen Raume neben der Hausflur aufhielt und den Dienst des Thürhüters versah und gab ihm den betreffenden Auftrag. Dann fügte er hinzu:

„Schließe sogleich die Hintertür des Peristyls und rühre dich nicht von deinem Platze. Wenn wieder so ein Wicht von einem Bettelpriester das Haus betritt, so heße den Hund auf ihn; denn kommt noch ein Diebstahl vor, so verkaufe ich dich schläfrigen Schurken in das Bergwerk. Um Mitternacht sende den Pantinus mit der Laterne zum Hause des Melissus.“

Der Sklave versprach die Befehle auszuführen, und die beiden Männer gingen, in ihre Mäntel gehüllt, mit langsamen Schritten die Straße entlang.

Ich folgte ihnen und betrachtete im Vorübergehen die Häuser, welche hier einen vornehmeren Anstrich annahmen. Die Mehrzahl zeigte breite schmucklose Wände, weiß oder gelbgrau bemalt, nur in der Höhe von wenigen schmalen Fenstern durchbrochen, deren einige mit Glasscheiben versehen waren. Es fanden sich ein-, zwei- und auch dreistöckige; bei den letzteren hatten die Obergeschosse größere Fenster; hie und da trat ein Balkon weit in die Straße vor. Das Erdgeschosß war meist von Läden und Boutiquen eingenommen, die bereits geschlossen waren; nur einige Schenken standen noch offen, in denen brodelnde Töpfe über dem Holzfeuer des Herdes standen und wo aus Mischkrügen ein süßer Duft von heißem Wein und Honig aufstieg. An Stangen quer über dem Eingang hingen Schnüre von Nüssen, Mandeln und getrockneten Feigen, Zwiebeln, Käse und getrocknete Fische. Auf stufenartigen Stageren des Schenktisches standen kleine und große Trinkgläser aufgereiht, und manche kleine Gruppe von Leuten aus dem Volke saß noch an den Holztischen bei einem warmen Abendtrunk. — Auch ein paar Handwerkerbuden standen noch offen; halb entblößt saßen darin die Arbeiter beim Scheine runder thönerner Dellämpchen und bearbeiteten das Büffelleder für Sandalen und Reiseranzen, oder hämmerten an Metallplatten für Gefäße und Werkzeuge. —

Die beiden Männer hatten ein von der Straße etwas zurückstehendes Haus erreicht und traten in dasselbe ein. Den Zugang bildete ein schmales langes Vestibulum, dessen Fußboden nach innen sanft anstieg und mit schwarz-weißer Mosaik belegt war, in der sich ein Löwenkampf dargestellt fand. Am Eingang waren zwei hohe Steinsäulen mit reich ornamentirten Kapitälern, über denen ein Architravbalken und ein reicher Karies, mit Amorköpfen und Blumen geschmückt, hervortrat, und oberhalb desselben befand sich ein zierlicher Balken mit einer Einfassungswand und großen Fensteröffnungen, hinter denen sich jugendliche Mädchengesichter zeigten.

Den eintretenden Männern nachblickend, konnte ich einen Theil des Innern übersehen, das den Eindruck großer Pracht machte. Das Prothyron, dessen Wände mit lebhaften Farben bemalt waren, mündete auf einen großen offenen Hof oder vielmehr einen Saal, dessen Decke von vier sich kreuzenden Balken getragen wurde und in der Mitte eine große viereckige Oeffnung hatte. Unterhalb derselben befand sich im Boden ein viereckiges mit Marmor ausgelegtes Bassin, in welches aus acht Löwenköpfen das Regenwasser vom Dache einströmen konnte. An dem Bassin stand auf der hinteren Seite ein Piedestal von ägyptischem Granit und auf demselben die vergoldete Bronzestatue eines Knaben, der einen Schwan umfaßt hielt. Aus dem Munde des letzteren strömte ein Wasserstrahl, der über kleine Marmorstufen plätschernd in das Impluvium fiel. — Der Boden des Atriums war mit Mosaik belegt, die Decke mit ausgeschnittenen Kassetten versehen und die Wände mit Malereien geschmückt, von denen aber in dem Halbdunkel nur einige nackte Einzelgestalten von Göttern und Nymphen zu erkennen waren. Leichte Vorhänge verschlossen die Gemächer, welche auf beiden Seiten des Hofes lagen.

Ein großes Zimmer, dem Eingange schräg gegenüber gelegen, zeigte sich hell erleuchtet. Von der Decke hing eine Lampe hernieder, aus einer mit Ranken- und Blätterwerk verzierten Schale bestehend, von deren Rande fünf Kotosblumen hervorsprangen, deren Kelche die Flammen wie feurige Blüthenfäden hervor sandten. Jeden der Blumenstengel hielt eine schön gearbeitete eiserne Kette; auf dem Deckel der Schale aber erhob sich eine silberglänzende Sphinx.

Die Männer traten in dieses Gemach ein, in welchem schon einige andere Personen versammelt waren und zwei Sklaven soeben die letzte Hand anlegten, um die Tafel herzurichten. In der Mitte befand sich ein langer steinerner Tisch, dessen Platte eine einzige schwarze Marmortafel mit eingelassenen weißen Verzierungen bildete. Drei divanartige Gestelle umgaben denselben in Hufeisenform, die vordere Seite freilassend, wo die Sklaven herantreten und die Gefäße aufsetzten. Die Speisedivans, jeder für drei Personen Raum bietend, waren von Holz, mit bronzenen Füßen und getriebenen Me-

tallverzierungen an den Ecken und den vorderen Flächen. Bunte Kissen lagen darauf und auf jedem Platze noch ein Polster, um den Arm darauf zu stützen. Auch ein bronzenener Ofen in Gestalt eines großen viereckigen Kohlenbeckens, auf dem Pane und Genien gebildet waren, befand sich auf einem marmornen Untersatze in der Ecke des Zimmers. In dieser Jahreszeit aber bedurfte man desselben nicht; vielmehr war die Thür wie das gegenüberliegende große Fenster, durch das man in den Garten schaute, weit geöffnet, und mehrere der Personen standen an dasselbe gelehnt, um den warmen abendlichen Lusthauch, der die schwebende Lampe leicht bewegte, mit vollem Arthem zu genießen. — Bald aber trat der Hausherr, der Goldschmied Melissa, mit einladender Geberde zu ihnen, und Alle ließen sich liegend auf die Polster nieder, den linken Arm aufstützend, nachdem sie die Sandalen abgelegt, und mit der Rechten von den Speisen nehmend, welche die Sklaven in großen Schüsseln aufsetzten. Vor dem Hausherrn stand ein silberner Mischkrug, in welchem er jetzt den edeln Wein mit wenigem Wasser vermischte, jedem der Gäste es freilassend, ob er seines Bechers Gluth noch mehr kühlen wolle. Die Sklaven reichten die Pokale herum und lobende Ausrufe schienen der Ehre des Weines und des Gastgebers zu gelten. —

Noch immer war die Helle des Himmels, welche ein seltsames Licht über die Stadt verbreitete und alle Gegenstände mit gleicher Deutlichkeit erscheinen ließ, nicht ganz gewichen, und ich konnte im Weitergehen die schönen Portale der Häuser und selbst die mancherlei Embleme und Symbole, welche statt anderen äußeren Schmuckes sich vorfanden, deutlich erkennen, auch noch manchen Blick durch ein geöffnetes Vestibulum tief in das Innere werfen. An vielen Häusern war über der Thür oder an dem Eckpfeiler als beliebtes Schutzmittel gegen Zauberei, ein steinerner Phallus, angebracht. An anderen befanden sich steinerne Tafeln mit rohen Reliefdarstellungen von Werkzeugen oder auch mit bunten mustivischen Mustern in Form von Sechsecken, Sternen u. dergl. Auch eine Kuh, eine Ziege, eine Mühle sah ich so in Stein gebildet neben den Thüren von Verkaufsläden, das Haus eines Milchhändlers, eines Müllers und Bäckers bezeichnend. Als Herbergsgeschild sah man einen bespannten Wagen, auch einen Elephanten mit der Beschrift: „Gasthaus zum Elephanten. Hier werden Zimmer im oberen Stock vermietet sammt Speisesophas und Schlafstätten.“

An der Straßenkreuzung war ein Brunnen, der sich neben dem hohen gemauerten Pfeiler einer Wasserleitung befand. Es war ein viereckiges marmornes Bassin, in welches aus einer eisernen Röhre das Wasser einströmte. Der auf dem Rande befindliche würfelförmige Stein, aus dem die Röhre vorragte, war mit einer tragischen Maske verziert. Eiserne Stäbe dienten dazu die Wassergefäße aufzusetzen, und aus einer halbrunden Vertiefung im

Brunnenrande floß das überflüssige Wasser in den Kanal unter dem Straßenpflaster ab.

Sklaven und Sklavinnen standen mit bauchigen Thongefäßen an dem Brunnen oder saßen wartend auf dem Trottoirrande, munter mit einander scherzend.

„Nun Stasia“, sagte ein fast kahlköpfiger Alte von sehniger Gestalt, dessen Stirn mehrere Narben trug, zu einer vollbusigen schwarzäugigen Dirne, „wie gefällt dir eigentlich dein neuer Mitsklave, das feine griechische Bürschchen, das immer mit einem Turban einherstolzirt wie der Partherkönig? — Hat er Gnade gefunden vor deinen wählerischen Augen?“

Forschend richtete das Mädchen, mit dem doppelhenkigen Krüge zum Brunnen schreitend, die Augen auf den Frager und erwiderte kurz:

„Philemon braucht meine Gnade so wenig wie der Partherkönig.“

„Aber vielleicht braucht er“, versetzte der Alte mit Lachen, „eine geduldige Lehrerin, die ihn in der römischen Sprache unterrichtet und die er dafür lesen lehrt.“

Das Mädchen sah schnell auf, während ein tiefes Roth über ihr Gesicht flog und fragte verwirrt:

„Was meinst Du? Hat Philemon Dinge solcher Art gesagt?“

„Nein, beim Harpokrates, er wird sich hüten davon zu plaudern!“ rief jener, indem er sich triumphirend im Kreise umschaute. „Vielleicht hat er auch nur eine Probe von der Schreibkunst geben wollen, mit der er seinem gelehrten Herrn dient, als er die zärtlichen Worte an seine „Stesima“ — er liebt nämlich sich griechisch auszudrücken — auf die letzte Säule des Peristyls krizelte.“

Lachend schauten die Andern auf das Mädchen, das jetzt in lieblicher Verlegenheit den gefüllten Krug, so daß ein Theil des Wassers über ihr Gewand floß, auf die Schultern hob und stumm sich entfernen wollte, als der Spötter ihr in den Weg trat und mit ironischer Zutraulichkeit sagte:

„Verweile ein wenig, damit ich dir sage, was der schöne Philemon mit eiligen Zügen eingekrizelt hat, falls du noch nicht so viel Griechisch verstehen solltest. „„D, Venus“, hat er geschrieben, „welches Leid bringt mir dein muthwilliger Knabe! Seit ich mit dir gesprochen habe, o göttliche Stesima, ist mir das Herz verwandelt und grimmiger Kummer verzehrt meine Gebeine, wenn du nicht Mitleid hast.““ — Habe doch Mitleid und laß ihn nicht vergebens am Grabmal des Cerrinius warten!“

Die letzten Worte rief er unter dem Gelächter der Uebrigen dem Mädchen nach, das sich verwirrt frei gemacht hatte und ohne ein Wort zu sprechen sich eilig entfernte.

Ich wollte ihr folgen; aber schon nach wenigen Schritten trat sie in das Posticum eines großen Hauses ein, dessen Erdgeschoß wiederum von Läden und Werkstätten eingenommen war. Die Räume waren nach außen völlig offen, und man konnte der emsigen Arbeit der Künstler und Handwerker zuschauen und die fertigen Gegenstände, welche auf Tischen, Gestellen und Wandbrettern ihren Platz hatten, bequem betrachten. Hier drehte ein Töpfer seine Scheibe und reichte die Schalen und Töpfe auf einem Brette auf, das ein Anderer dann in den hinteren Raum trug, in dem man den Schein des Feuers sah; dort waren Mosaikarbeiter beschäftigt, bunte Steine zu schneiden und zu glätten und schöne Muster sowie Figuren aus ihnen zusammenzusetzen; dort rieb man den Marmor zu Staub, vermengte ihn mit der Farbe und schlug Alles wohl durcheinander, um den feinen glänzenden Stuck zu gewinnen, mit dem man Säulen und Zimmerwänden den schönen und dauerhaften Schmuck gab.

Die Berliner Geseklosen.

So tief und schmerzlich immerhin der Eindruck des Wiener Friedens (14. Oktober 1809) auf die Gemüther der deutschen Patrioten gewesen war in der Befürchtung, statt der heiß ersehnten Befreiung nur neue, schwerere Ketten eingetauscht zu haben: so hatten doch viele erhebende und glückliche Momente des durch diesen Frieden beendeten Krieges das Prestige von Napoleons persönlicher Unüberwindlichkeit gründlich gebrochen. Ueberall in Deutschland und besonders in der preussischen Hauptstadt waren Stimmungen thatkräftigen Hasses erwacht, der Keim eines gewaltsamen Widerstandes begann Wurzel zu schlagen, der kleinbehagliche, erschlaffende Zustand eines weltbürgerlichen Optimismus der vorausgegangenen Tage hatte einem Geiste ermutigter Zuversicht Platz gemacht, dessen Lebensathem mit frischem Zuge die schwachmüthigen, aber wohl denkenden Seelen erfrischte.

In dieser Zeit eines freieren Aufathmens vereinigte der berühmte Grammatiker Philipp Buttmann in Berlin, wo er bald darauf als Professor an der Universität, als Bibliothekar an der Königl. Bibliothek und als Redacteur der Haude und Spener'schen Zeitung wirkte, eine Gesellschaft von hervorragenden Männern zu der sogenannten „geseklosen“ Gesellschaft, welche sich durch den feinen attischen Geist und durch die Fülle der Erudition und Intelligenz weithin einen Namen gemacht hat. Was Berlin an bedeutenden